



Das war eine goldene Zeit!

Lienert, Meinrad

Frauenfeld, S. A

Der Liebgott, der alles sieht

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99645](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99645)

Der Liebgott, der alles sieht.

Mitten unter einem fürchterlichen Platzregen lief ich vor das Haus. In langen, klatschenden Seilen hing der Regen vom Himmel herab, als wäre der voll lauter Glocken und wir Dorfbuben müßten sie läuten. Umsonst rief die Mutter durchs Fenster, ich solle sofort wieder hinaufkommen, ich werde sonst triefendtropfend naß: „Schau, der Liebgott sieht's; er straft dich sicher, wenn du nicht folgst!“ Ich war taub auf beiden Ohren.

Unbedeckten Hauptes und barfuß tanzte ich davon und versuchte dem Känguru, das ich in einem Bilderbuch gesehen, seine großartigen Sprungkünste nachzumachen. Im Hui war ich durch und durch flotschnaß. Ich merkte nichts davon. Es war zu wonnig, sich wieder einmal gehörig abwettern zu lassen, zu wonnig, von der Hausaufgabe, der schrecklichen Rechnung und aus enger Behausung weg zu sein. Jetzt durfte man wieder einmal über Stock und Stein rasen. Wie trommelte es auf die Dächer; wie klatschte es an die Fensterscheiben! Konnte es eine schönere Musik geben. — Allüberall gingen die Dolen auf und übersprudelten. Nun fuhr ein Windstoß daher und kehrte gar der alten Grabbeterin den ungeheuerlichen Schirm um.

Schimpfend watschelte sie davon. Nun war ich ganz allein auf dem Dorfplatz; kein Mensch wagte sich mehr in das Unwetter hinaus. Mein Haarschopf ging wie eine Dachtraufe; das kümmerte mich aber nicht. Stolz wie ein König lief ich auf dem Marktplatz herum und sah den glucksenden Dachkenneln zu, die sich allmählich in Springbrunnen verwandelten und vor den Häusern allüberall kleine Seen und Weiher bildeten, in die ich voll jauchzender Lebenslust hineintanzte. Kein Mensch herum weit und breit. Alle die großen Leute, die an einem immer etwas zu forrigieren und zu tadeln wußten, alle Schulmeister und alten Basen hinter Schloß und Riegel gehalten vom Platzregen. Heidi, wie spritzte das gelbe Wasser mir an den Beinen herauf! Es war zu herrlich; mir allein gehörte jetzt die Welt!

Dort schwammen in der Straßenschale zwei Flaschenforke und ein gar schöner Spielball mit dem Schweizerkreuz darauf. Leider hatte er ein Loch. Die schönen Dinge verschwanden in meinem Hosensack. Und dort trieb langsam von Stein zu Stein in der Straßennrinne ein niedliches leeres Medizinfläschchen, und aus dem Kennel des nachbarlichen Wirtshauses kam ein toter Spatz, und an einem Pflastersteine in der Schale klebte ein Bildchen, auf dem ein Heiliger abgemalt war. In den Hosensack mit den herrlichen Sachen! Da schwamm noch ein Flaschenputzer. Frohlockend, mit einem verwegenen Sprung wollte ich drauf los, blieb

aber hochstill stehen. Um die Ecke kam ein Musizieren. Ich war nicht mehr allein; des Nachbars gutgekleideter Domineli bog im Marschschritt, eine silberglänzende Mundharmonika, ein sogenanntes Maulblättchen spielend, auf den Platz ein. Die Töne, die er aus dem strahlenden Musikinstrumente herauszog, mochten nicht jedermann gleichmäßig gefallen; denn der alte Buchbinder, der aus dem Fenster meinem Treiben zugehört, schloß es unwirsch brummend. Mich aber bedünkte, noch keine Reitschulorgel habe an der Kirchweih so wundervoll geklungen, wie des Dominelis Mundharmonika. Ich ließ fassungslos die Arme sinken und den Flaschenputzer, der mich eben noch so sehr angezogen hatte, unbeachtet weiter schwimmen. O, daß doch ich ein so wundervolles Musikblättchen gehabt hätte! Was alles würde ich darauf gespielt haben! Ein unbezähmbares Verlangen nach diesem schönen Instrumente packte mich. Je mehr ich's ansah, desto begehrenswerter fand ich's. Wahrhaftig es glänzte wie ein Blitz. Sprachlos staunte ich auf den Domineli, der absichtlich, wie ich wohl merkte, vor mir auf- und abspazierte und einen Schwall unbeschreiblicher Töne vor sich hinblies. Der blasser Meid übernahm mich. Der Domineli sah es wohl, freute sich königlich an dem Unbehagen und der Aufregung, die er bei mir bewirkte, und fing an mich, immer wilder drauflos orgelnd, zu umkreisen. Meine Augen gingen unverwandt

und gierig nach dem Maulblättchen; es glänzte wie ein Eiszapfen. Gewiß war es von Silber. Ja, ja, man mußte nur recht hinschauen; wenn man es ganz genau anschaute, war es ganz sicher von Silber. Ich war schier besinnungslos vor Verlangen nach dem einzig schönen Musikorgelchen. O, wäre es mein! O, könnte ich's bekommen; ich gäbe eine Million dafür, wenn ich sie hätte.

„Gelt he!“ machte jetzt der Domineli und blieb bolzgrad vor mir stehen, „gelt das ist ein feines Maulorgelchen.“

„He“, sagte ich, „ich hab' zu Hause auch eine Flöte mit vier Löchern, weißt!“

„Ja bloß wegen deiner Flöte! Die ist ja voll Beulen und von Blech“, machte hochmütig der Domineli; „mein Maulblättchen ist halt von Silber.“

„Von rechtmäßigem Silber?“

„Ja, von rechtmäßigem Silber. Der Better über dem Berg hat sie mir gebracht, und dem Anneli hat er ein Babeli gebracht.“

„Hör“, sagte ich plötzlich und kramte meine schönen Sachen, den toten Spatz, die zwei Zapfen, das Medizinfläschchen, den zerlöcherten Ball und das verschmierte Bildchen vor mir auf die Pflastersteine heraus, „wenn du mir dein Orgelchen gibst, so kannst du das alles zusammen haben.“

Er lachte schrill, schadenfreudig heraus.

„Nein du, pfeiff' dir drein; nein du, ein so schönes Mundorgelchen bloß für die Dreckware.“

Hätte er nicht das begehrenswerte Musikinstrument besessen, ich wäre ihm wie eine Fledermaus ins Haar gefahren. Mit zündrotem Kopf verlegte ich meine Siebensachen auf dem Mastuch und nahm sie dann mitten im Regenwasser knieend zu einem Bündel zusammen, angestrengt sinnend und sinnend, wie ich mich seines Orgelchens bemächtigen könnte.

„Hör“, sagte ich, den Bündel zusammenpackend, „ich gebe dir an der nächsten Kirchweih fünf Batzen, wenn du's mir gibst.“

„Nein.“

„Und wenn das Christkindlein kommt, so gebe ich dir die Hälfte von meinem Lebfuchen und drei goldene Rüsse und einen Bogen Soldaten.“

„Nein, ich gebe es nicht.“ Hohnlächelnd sagte er's und fügte dann mit großartiger Gebärde bei: „Das Maulblättchen hat hundert Franken gekostet.“

Hundert Franken! Nicht umsonst, dachte ich, ist's ein so feines Ding und tönt so schön. Er fing wieder an darauf zu blasen, so viel er vermochte. Ein jeder Ton fuhr mir wie eine Angel in die Finger und wie ein Messer in die Brust. Ich mußte es haben. Es war aber Zeit; er schien sich allmählich über den Platz nach Hause verziehen zu wollen. Da kam mir ein schlimmer Gedanke. „He, gigi, gigi!“ lärmte ich,

anscheinend ruhig mein Bündel knüpfend, „auf deiner Maulorgel kann man ja gar nicht einmal spielen: «Ich hatt' einen Kameraden», ich wollte tausendmal lieber meine Flöte; auf der kann ich spielen was ich will, «Freut euch des Lebens» und «Mit dem Pfeil, dem Bogen», gigi, gigi!“

Schwergetroffen, empört, kehrte er langsam zu mir zurück.

„Doch, doch! Allweg da drauf kann man auch blasen, was man gern will. Der Vetter hat allerlei darauf spielen können und viele, viele Tänze. Er hat gesagt, er lehre mich dann auch; dann könne ich alles, was ich nur wolle, spielen, weißt du!“

„Ho, ho, ich glaub's nicht, ich glaub's nicht!“ lachte ich höhnisch heraus. „Auf deinem Maulblättchen kann man gar keine Stücklein blasen. Aber einmal habe ich ein Maulorgelchen gehabt, da konnte man allerlei darauf spielen, und da hab' ich immer geblasen: «Ich bin ein Schweizerknabe und hab' die Heimat lieb»; gigi, auf deiner Musik kann man's gar nicht!“

Jetzt war er aufs höchste beleidigt. Nach ein paar Sprüngen stand er bei mir.

„He, da wollen wir jetzt gerne sehen“, machte er erbozt, „ob man's auf meinem Maulblättchen nicht auch kann. Da nimm's einmal und probier's! Blas, blas!“

Da war ich schon aufgeschossen und stand grad wie

ein Bohnenstecken, mit brennenden Augen und gespreizten Fingern vor ihm. Und jetzt lag das wunderbare Instrument in meiner Hand. Ein wilder Hochsprung meinerseits, ein fürchterlicher Aufschrei seinerseits und dann schoß ich davon, die Mundharmonika in die Hand krampfend, geradewegs heimzu. Er schreiend und „Schelm! Schelm!“ rufend, hintendrein. Ich sah mich um. Dieser verzärtelte Knabe wird mich niemals einholen. Da flog ich über ein Holzschleit, das einem Fuhrmann vom Wagen gefallen sein mochte; an allen Enden meiner Hosen riß und ließ es; aber gleich war ich wieder auf, und jetzt schlug ich die Haustüre hinter mir zu und verriegelte sie.

Nun machte der Domineli ganze Wendung und lief, verzweifelt und trostlos jammernd, heimzu.

Ich aber begab mich alsogleich zuoberst auf den Dachboden und begann dem Mundorgelchen die unmöglichsten Töne zu entlocken, und dazu tanzte ich wie wild ums Kamin und freute mich mehr als alle Tanzmusiken der ganzen Eidgenossenschaft meiner musikalischen Leistungen.

Als ich mein erstes Entzücken in wilden Tänzen ausgetobt hatte, fing ich an schwierigere Dinge zu denken an. Erst einmal wollte ich versuchen das Liedlein „Mit dem Pfeil, dem Bogen“ wirklich zu blasen. Nach meiner damaligen Empfindung gelang es wunderbar; denn ich sang es ganz richtig hinein und nahm es

nicht besonders übel, wenn es etwas verstümmelt hinaus-
tönte. Darnach probierte ich's mit kriegerischen Märschen,
wobei ich also auf dem Dachboden hin und her trampelte,
daß er ächzte. Auch davon bekam ich genug und wollte
es nun mit der Kirchenmusik versuchen und das Orgel-
spiel in der Schulhauskirche nachmachen; es sollte mir
ganz anders gelingen als dem orgeltretenden Schul-
meister. Gerade gedachte ich, „Großer Gott, wir loben
dich!“ feierlich anzustimmen, da gingen schlurfende
Schritte auf der Dachbodenstiege, und eine bekannte
Stimme fragte gedämpften Tones: „Was machst du
da droben?“

Die Mutter stand in Lebensgröße vor mir.

„He nichts“, antwortete ich erglühend.

„Wo bist denn so lange gewesen? Sag!“

„He nirgends.“

„So, so“, sagte jetzt ernst die Mutter und zeigte
zu meinem Entsetzen auf die Mundorgel; „woher hast
du denn das Maulblättchen? Sag!“

Ich brannte wie ein Erifabusch.

„Das Maulblättchen? Das Maul —, he ich hab'
es, mein' ich, vorhin im Straßengraben gefunden. Ja,
und schau, Mutter“, machte ich, jetzt plötzlich gesprächig
werdend, und wollte mein Bündel öffnen, „und zwei
Korke und ein Fläschchen hab' ich . . .“

„Hör“, sagte die Mutter, „der Domineli ist in der
Stube unten mit seiner Mutter; die können vielleicht

noch genauer sagen, wo du das Mundorgelchen gefunden hast. Und dann möchte ich", und jetzt nahm sie mich fest beim Arm, „auch noch gern wissen, wo du des Vaters Taschenmesser hast; er sucht es schon seit vorgestern. Hat's auf den Tisch gelegt, und seither ist's verschwunden. Du bist vorgestern in den Wald Maienpfeifen suchen gegangen; gewiß hast du's mitgenommen und verloren, sag'!"

Wahrhaftig, das hatte ich schon ganz vergessen; ich war vorgestern mit des Vaters schildkrötenbeinernem Taschenmesser Maienpfeifen schneiden gegangen und hatte es auf dem Heimweg verloren. Die Mutter las mir auch da die Schuld wie aus einem offenen Buch vom Gesicht ab, das allmählich erbleichte und verlegen ausschaute.

„Komm jetzt!" gebot sie kurz. Und dann mußte ich eben vor des Dominelis Mutter, mußte mich in den Grunderzboden hinein schämen, bekam eine halbe Stunde Einzelhaft und zwei Stunden Zwangsarbeit mit Torfabladen und zuletzt eine ernste mütterliche Predigt mit dem Schlußwort: „Siehst, Bürschlein, so geht's, wenn man nicht gehorcht und Böses tut; der Liebgott sieht das alles, und im Handumdrehen kann er einen strafen. Das übrige wird dir dann morgen der Lehrer noch sagen; denn des Dominelis Mutter ist auch bei ihm gewesen; und jetzt gehst du mir sofort in den Wald hinauf und suchst des Vaters schönes Taschen-

messer; sonst kannst dann schauen, wie's dir geht, du böser Bub du!"

Ja, ja, so straft einen der Liebgott, wenn man nicht gehorcht; im Handumdrehen straft er; ich hatte es schon genugsam erfahren. Vor einigen Tagen streckte ich die Zunge gegen ein böses altes Weib heraus; kaum getan, hatte ich schon vom vorbeigehenden Lehrer eine Ohrfeige bekommen. Wie manchmal hatte mich die Großmutter gewarnt, wenn ich gar so übermütig tollte und aus dem Lachen nicht mehr herauskam: „Büebli, Büebli, us eme Lächli git's es Bächli!“ Allemal war es eingetroffen; allemal war das Weinen hintennach gekommen. Gleichwohl tat ich immer wieder so wild, so unbezähmbar wild. Und man sähe es seinen sanften, blauen Augen nicht einmal an, meinte allemal beschönigend Großmütterchen, daß er so ein Übermut und Wildfang ist. Ja, aber seinem Pöpplein und seinen Hosen, sagte dann die Mutter; denn die waren über und über mit Lappen besetzt und doch nie ganz.

Item. Schweren Herzens lief ich also aus dem Haus, das Messer im Klosterwald droben zu suchen. Es war kein freudiger Gang. Hinter mir lag die Einzelhaft und die Zwangsarbeit, warteten die zürnende Mutter und die betrühte Großmutter. Und vor mir sah ich den abends heimkehrenden Vater, der von mir sein Taschenmesser gebieterisch verlangen würde, und sah

ich, was mir weit schrecklicher, ja fürchterlich war, den Lehrer, der mich wegen dem Mundorgelchen morgen peinlich verhören würde. O du elende Welt! O du Sammeltal! Ich wäre am liebsten tot gewesen, wenn man das nur hätte sein können, ohne sterben zu müssen. Und wenn das Totsein nur bloß gedauert hätte, bis die Zeit der Strafe vorüber gewesen wäre. Für immer hätte ich doch nicht tot sein wollen. Einmal nicht wegen des Schmerzes, den ich den Meinen machen würde; denn ich sah sie schon weinend und jammernd mein Totenlager umstehen. Und dann nicht, weil ich's des Nachbars Domineli nun nicht hätte gönnen mögen, daß er beim Leichengang das Kreuzlein voraustragen und einen halben Franken hätte einstecken können. Besonders aber nicht, weil die Ferien in die Nähe rückten. Da hätte ich nicht einen Augenblick Zeit gefunden, tot zu sein. Das war also unmöglich. Was sollte ich nun tun? Wie mich vor all den drohenden Übeln schirmen? Vor des Vaters Grimm, des Lehrers Tadeln? Ja, ja, der Liebgott sieht alles und straft einen im Handumdrehen!

Langsam, die Augen unablässig suchend am Boden, ging ich gegen den Klosterwald hinauf. Es dämmerte schon. Ich suchte und suchte. Einmal tat ich schier einen lauten Freudenschrei; ich vermeinte, das Messer an einem Straßengraben zu sehen. Leider war es nur ein Stücklein verdorrter Tannenrinde. Es wurde immer

dunkler und schien der Nacht zuzugehen. Nun geriet ich in den Wald, konnte aber auch hier nichts finden. Da ward ich immer ängstlicher; denn des Vaters Frage: „Wo hast du mein Messer?“ donnerte mir jetzt schon in den Ohren, wie die Posaune des jüngsten Gerichtes. „Wo hast du das Messer? Wo hast du das Messer?“ Ich wiederholte murmelnd in grausamer Selbstpeinigung die Frage. „Gib es her! Gib es her!“ redete ich weiter vor mich hin. Nun fiel mir in meiner Angst ein, daß mir jüngst das Beten aus der Not geholfen, als ich die zwei Zweirappenstücke verlor, für die ich der Großmutter hätte Zigerschnupftabak holen sollen. So wollte ich denn die Kappe abnehmen, und da ich keine trug, zupfte ich mich der Form halber etwas in den braunen, zerzausten Haarsträngen und begann andächtig erst ein Vaterunser zu beten, und darnach sagte ich immer vor mich hin: „Heilige Antoni vo Badua, gimmer¹ was i verlore ha!“

Also kam ich tief in den Wald hinein und verzagte immer mehr. Immer lauter, dringender wurde mein Gebet. Ein zierliches Haselmäuschen schlüpfte durch das Farrenkraut. Blitzschnell griff ich darnach, es zu haschen. Statt seiner bekam ich etwas Hartes anzufassen, und siehe da! in meiner Hand lag des Vaters schildkrötenbeinernes Taschenmesser. Einen gewaltigen Luftsprung tat ich. Es packte mich wie ein Wirbelwind.

¹ gib mir.

Das Messer fest in der Hand haltend, wälzte ich mich lachend, jauchzend, brüllend, Grimassen schneidend und alle Töne der Spottdroffel nachahmend, im Farn herum.

Plötzlich sträubte ich die Ohren und richtete mich halbwegs im Farnkraut auf. Puhuu! Puhuu! kam es klagend aus den Tannen.

Mit erschrockenen, weitaufgerissenen Augen glogte ich zwischen die Tannenstämme hinein. Was war das? Diese unheimlichen Töne! — Puhuu! — Kamen sie nicht näher? Es war ganz finster geworden im Hochwald, und ob mir rauschte und flüsterte es gespenstig in den Tannenwipfeln. Ging es da um? Hauste da etwa gar der gespenstige Vogel Huppert, der die Leute in die Flüsse und Sümpfe verlockte, oder der Staudenteufel? Gewiß begann er jetzt sein Unwesen zu treiben, da es im Wald immer dunkler wurde. Ich wagte erst recht nicht, mich zu rühren. Es knackte in meiner Nähe. Entsetzt sprang ich auf, und dann lief ich, Todesangst im Herzen, durch den Wald. Hätte ich doch gehorcht; wäre ich doch brav gewesen. Der Liebgott hat meine Frevel gesehen und straft mich nun. Alle Unholde und Ungeheuer, die in unserer Gegend umgehen sollen, kamen mir in den Sinn, und erschreckt tat ich einen Seitensprung; hatte schon gemeint, das gespenstige Brunnereherrlein¹ grinse mich hinter einer Tanne hervor an. Gottlob, noch war es nicht ganz dunkel im Wald,

¹ Ein dort umgehendes Gespenst.

noch konnte ich Steg und Weg vor mir sehen. Aber es wurde immer finsterer, und unaufhaltsam schien die Nacht hereinbrechen zu wollen, noch bevor ich aus dem Holz und heim kommen könnte. Jetzt war ein Rascheln im Laub, und hart vor mir strich ein Tier; ich sah es nur undeutlich, durch die Stämme. Wie gebannt blieb ich stehen und starrte mit entsetzten Augen vor mich hin. Gewiß war da der Wolf vorbeigeschlitten, der das Rotkäppchen und seine Großmutter in einem Schluck und Druck verschluckt hatte! Sicherlich lauerte er hinter einer Tanne auf mich! Ich wagte keinen Schritt weiter zu tun. Ach, wäre ich doch aus dem Walde! Wenn es nur nicht so dunkel würde! Wenn mich der Liebgott nur diesmal noch erhören und es nicht ganz Nacht werden lassen täte, bis ich aus dem Walde wäre! Nur noch dies einzige Mal! Nachher wollte ich gewiß immer und immer so schön gehorchen und so brav sein, daß er nicht mehr besonders auf mich acht geben müßte! Nur noch diesmal! Er hatte mich doch auch das Taschenmesser finden lassen durch den heiligen Antoni von Padua; ihm müßte es ein leichtes sein, die Nacht zurückzuhalten und noch einmal für eine kurze Weile Tag zu machen. Und inbrünstig, halblaut betete ich ein Vaterunser nach dem andern, auf daß er doch noch einmal etwas Tag machen möchte. Für ihn war das ein Kinderspiel; er mußte nur wollen und seinen Engeln befehlen, die Sonne noch für eine

Weile herauszuhängen. Andächtig hatte ich mich auf die Kniee niedergelassen ins taufeuchte Farnkraut und sah verstohlen und zitternd zwischen die Tannenstämme hinein.

Da, was war das? Mit einem Male ging ein weißliches Schimmern und Flimmern um die Stämme, über das Moos und das Farnkraut; es wurde heller und heller im Wald, so heiter, daß ich nun ganz gut sah, kein Wolf lauere hinter den nächsten Bäumen. Nun ließ sich der Weg wieder leicht finden, und im innersten Herzen dankte ich dem Liebgott, der meine Not gesehen, die hereinbrechende Nacht zurückgehalten und nochmals für eine Weile Tag gemacht hatte.

In wilden, in wahrhaft verzweifelten Sprüngen jagte ich jetzt durch den Wald. Bald lief ich unter den letzten Stämmen. Wie ich nun in die Matten hinaus kam, sah ich staunend, daß es der Mond war, der am Himmel stand, und nicht die Sonne. So war es also doch Nacht geworden. Nun, mir war das jetzt gleichgültig; gottlob, der unheimliche Wald lag hinter mir. Ich fürchtete mich nicht mehr, und freudigen Herzens ging's heimwärts; ich war fest überzeugt, der Liebgott hatte den Mond doch nur auf mein Gebet hin so besonders hell scheinen lassen.

Zu Hause hielt ich dem eben angelangten Vater klopfenden Herzens sein Taschenmesser entgegen. Die Fürsprache der Großmutter und der Mutter und das wiedergefundene Messer bewirkten nun, daß er über

die Mundorgelgeschichte stillschweigend zur Nachtordnung übergang und mich nach dem Nachteffen ungestraft ins Bett schickte. Wie dankte ich dem Liebgott im stillen Nachtgebet!

Wer würde nun nicht denken, ich sei gewiß am andern Morgen als ein halber Engel aufgewacht und sauber gewaschen und gekämmt, ein ordentlicher Schüler, geradewegs in die Schule gelaufen?

Leider erwachte ich nicht als Engel, sondern als ganz gewöhnlicher Primarschulbengel. Ach, wie gerne wäre ich heute ein Musterknabe gewesen und nach dem Frühstück sitzsaft in die Schule gegangen! Aber die Freude vom verflossenen Abend, die mich vor dem Zubettgehen so sehr beglückte, die heiße Dankbarkeit gegen den Liebgott, alles das war spurlos verschwunden. Sorgenschwer, mit verschlafenen Augen, schaute ich den an der Decke spielenden Sonnenkringeln zu. Ach, hätte ich nur auch so ein Sonnenscheinchen sein können, das sich hastig drausmachen konnte, das einem durch die Finger glitt, wollte man's fassen! Unruhig und tief in Gedanken versunken, wälzte ich mich im Bett herum. Hätte doch die Nacht wieder von vorne angefangen; wäre es doch ein Jahr lang nicht Tag geworden! Aber darum wagte ich den Liebgott nicht zu bitten; denn das wußte ich schon: auf so etwas, das sich nicht gehört, läßt er sich nicht ein. Rachedrohend sah ich vor mir des Lehrers Schulszepter, einmal wegen der

geraubten Mundharmonika, dann auch wegen der nicht gelösten Hausaufgabe. Ach, in der Schule erwartete mich nur Rache und Trübsal, ein Morgen voll Jammer und Qual! Und dann das Fürchterlichste: dieses vorherige niederträchtige Verhör und die lächelnden Mitschüler, alle mit hochgesträußten Ohren und kugelrunden Augen daisigend und sich aus ganzer Seele und aus allen ihren Kräften auf die Hinrichtung freuend! Ach, ach, ach, was anfangen? Gibt es denn keinen Ausweg, dem drohenden Unheil zu entinnen? — Ich sann und sann. Da wurde an die Türe geklopft; es mußte also höchste Zeit sein, in die Schule zu gehen.

Verzweifelt fuhr ich auf, und während des Ankleidens kam mir unter Zittern und Zagen der Gedanke, die Schule zu schwänzen. Erst war er mir ungeheuerlich, unheimlich. Wie oft hatte die Großmutter gewarnt: „Büblein, verschlüpfe mir die Schule nicht! Der Liebgott sieht es und täte dich sicherlich strafen; glaub' mir's nur!“ Aber nach und nach verlor er viel von seiner Schrecklichkeit; denn der Gang zur Schule war mir noch viel schrecklicher, und so erging es mir mit der Schule wie dem Kranken mit dem Zahnarzt. Je näher ich ihr kam, desto weniger fühlte ich, zwar nicht Zahnschmerzen, aber die Gewissensbisse. An den Liebgott wollte ich lieber gar nicht denken; ich machte es wie der Vogel Strauß, sah von ihm weg, im stillen hoffend, er werde mich dann auch nicht sehen, oder er

sei heut morgen von wichtigern Dingen derart in Anspruch genommen, daß er mein Schulschwänzen weiter nicht beachten würde. Hierin war meine besondere Hoffnung die alte zahnlockige Kirchentramp, die Kathri-
seppa, die fast immer in der Kirche herumschlarpte. Ich dachte, die werde ihn mit ihrem unablässigen Gebet wenigstens den ganzen Vormittag festhalten. Im innersten Herzen aber glaubte ich das selber nicht. Zudem mußte man nicht genau, laut die Alte beständig an ihrer Zunge oder betet sie; item, ihr Maul ging.

Wacker hatte ich gefrühstückt und mich dann, nachdem die Großmutter mich gewohnter Weise bekreuzt hatte, auf den Schulweg gemacht. Im nächsten Gäßchen aber änderte ich den Kurs und schlich mich, beängstigt und unsicher, wie ein Dieb aus dem Dorf. Dann rannte ich über die Allmeind¹ und sprang mit einem verwegenen Satz in den fast ausgetrockneten Bergfluß, in die Alp, hinein.

Aufatmend warf ich den Schulsack auf die Bachsteine. Die Morgensonne huschte mit goldenen Tritten über das verwaschene Gestein und über das verbliebene Bächlein, ohne daß sie nasse Füße bekommen hätte. Es war ein prächtiger Frühlingsmorgen; nur ganz hinten im Tale, um die beiden Mythen, waren Wolfenschanzen aufgeworfen, die sich nach und nach zu ungeheuerlichen, schwarzen Bergen auswuchsen, in

¹ Ehemalige Gemeinbeweide.

denen es unheimlich gröllte. Ich sah es wohl, es erschreckte mich aber nicht; denn über mir wölbte sich der blaue, sonnenheitere Himmel.

Alsogleich begann ich das gewohnte Spiel im Bergfluß. Fast alltäglich in den Ferientagen steckten wir drin. Er war immer bei trockenem Wetter fast wasserleer; nur ein paar schmale Wasserstreifen zwangen sich durch das Steingerölle.

Nun begann ich die Bächlein abzuleiten, zu kanalisieren und bildete großartige Seen. Die füllte ich mit dicken Groppen¹ an, welche ich unter den sachte, sachte aufgehobenen Bachsteinen haschte. Ein See wurde durch unterirdische Leitungen, die ich mit verschwemmten Rindenabfällen, Spänen und platten Steinen baute, mit dem andern verbunden. Überall trachtete ich, das trockene Gestein und Sand mit nützlichen Wasseradern zu durchziehen. Auch gelang es mir mit vieler Mühe und einem alten Taschenmesser, einem sogenannten Rollenhegel, eine Mühle zu erbauen. Sie lag an einem eigens hergestellten kleinen Wasserfalle, der sich etwas unterhalb des größten Sees befand. Einige Dachschindelenden drehten um ein wohldurchweichtes Torfstück, das an zwei seitwärts ausliegenden Erlenzweiglein steckte, munter rundum. Hei, wie das lustig klipperte und klapperte! Die Herstellung des Kunstwerkes hatte mich viel Schweiß gekostet; aber endlich war es in Tätigkeit.

¹ Eine Fischeart.

Müde lagerte ich mich auf die Steine und hörte dem muntern Geklapper meiner Mühle zu. Der Schlaf wollte mich bald überkommen; die Augen fielen mir fast zu. Ich riß ein Blatt vom Erlenzweiglein, das ich im Mund hatte, und ließ es in meinen großen See fallen. Langsam schwamm es darüber hin, schoß dann über den Wasserfall, glitt unter der Mühle durch und durch die unterirdischen Leitungen endlich hinaus in das offene Wässerlein der Alp. Da zog es nun hin, ruhig von Stein zu Stein, überall etwas Station machend. Und ich schaute ihm träumend, mit schläfrigen Augen nach, begann mir vorzustellen, wie es der Bach immer weiter und weiter forttrage, und was es vielleicht alles zu erleben habe, bis es im fernen Zürichsee ankommen werde. Halb im Schläfe sah ich noch einen großen, weißen Falter auf dem Blatt absteigen, also daß es anzusehen war wie ein fernes Segelboot auf weitem Meere. Dann trugen es die rieselnden Wellen weiter, vorbei an grünbefränzten Ufern, von denen allerhand bunte Blumen sich in jeder vorbeiziehenden Welle spiegelten, ohne gleich den eiteln Frauen der Spiegeln den jemals überdrüssig zu werden. Honigschwere Bienen, feierlich läutende Hummeln und ein buntschillerndes, fröhliches Libellenvolk gaben dem grünen Schiffchen ein Stück Wegs das Geleite und summten ihm tausend Grüße vor an den himmelblauen See weit drunten im fernen, blühenden Tale.

Die Augen waren mir zugefallen. Da war mir mit einem Male, riesengroße, schwarze Ameisen laufen mir um die nackten Fußsohlen, und jetzt schlüpfen Schwärme von naßkalten Tropfen um meine Waden. Plötzlich schreckte mich ein fernes Donnern auf. Schlaftrunken erhob ich den Kopf und horchte verwundert auf. Die Sonne war verschwunden, und um meine bloßen Füße, um meine Beine war ein eigentümliches liebloses Spülen, Quirlen, Gluchzen und Schnalzen, als machten die Wellen Ringelreihen. Das weckte mich allmählich, und mit Staunen sah ich jetzt, wie das Wasser eine gelbliche Farbe angenommen hatte und wie es sich überall aus meinen überfüllten Seen rascher durch die von mir so kunstvoll angelegten Leitungen ergoß. Das Mühlerad gar befand sich in unheimlich schnellem Schwung.

Jetzt schoß mir ein fürchterlicher Gedanke durch den Kopf. Es packte mich an wie mit knöchernen Totenhänden; meine Augen flogen flußaufwärts: Raum einen kleinen Steinwurf ob mir kam, quer über das ganze Flußbett, etwas wie eine gelbe Riesenwalze unheimlich rasch und fast lautlos daher. War anzusehen, als würde ein ungeheurer Teppich von unsichtbaren Händen den Bergfluß herunter aufgerollt.

Im Hui war ich auf. Die Haare standen mir zu Berge: ich kannte den hohen gelben Streifen nur zu wohl. Ein paar verzweifelte Sprünge, ein eichhörnchen-

flinkes Klettern, — ich stand auf der Uferböschung zwischen den Erlen und Weiden. Im nämlichen Augenblicke wälzten sich schnalzend, rülpfend, schlurfend und gischtend die hochangeschwellenen Wasser des Bergflusses an mir vorbei talab.

Totenbleich stand ich da, zitternd am ganzen Leib, und starrte ein Weilschen in die schmutziggelben Wildwasser, welche Stämme, Brückenteile und ganze Haufen Torf in rasender Eile vorübertrugen. Und jetzt fingen die Wasser zu rauschen an, und bald rollten sie donnernd gewaltige Steine daher. Höher stiegen die Wogen; Schaum spritzte mir ins Gesicht. Das weckte mich aus meiner halben Betäubung; mir schien, die Alp wolle, wie schon so oft, überborden. Von Entsetzen gepackt, jagte ich pfeilgeschwind über die Allmeind davon, heimwärts. Hinten im Alptal sah es noch brandschwarz aus; es mußte dort ein fürchterliches Gewitter niedergegangen sein.

Wie ich nun bleich und zitternd, mit triefenden Hosen, noch vor dem Mittagessen in die Stube gestürmt kam, sah mich die Großmutter verwundert an und fragte: „Ja, wo ist denn dein Schulsack?“

Ich blickte erschrocken zu ihr auf.

„He“, sagte ich dann mit geisterhaftem, verlegenem Lächeln, „ich weiß es nicht.“

„Wo sagst?“ Die Großmutter tat, als hätte sie mich nicht recht verstanden. Jetzt schnalzten und gluchzten

mir wieder die schmutziggelben Wellen in den Ohren und schwoilen donnernd an. Der Tod stand neben mir, er, dem ich soeben aus den kalten Armen entlaufen war. Ich fand keine Ausrede mehr.

„In der Alp“, machte ich leise.

„In der Alp?“ fragte jetzt erstaunt aufhorchend die Großmutter; „was hast denn dort gemacht?“

„He nichts.“

„Ja, bist denn nicht in der Schule gewesen?“

„Ich, ich . . .“ Der Liebgott, der alles sieht, stand jetzt mit ernstem Angesicht neben dem Tod bei mir.

„Nein“, sagte ich, und die Augen suchten den Boden.

„So hast du also die Schule verschlossen!“ rief die Großmutter wahrhaft erschrocken aus. „Aber, aber! Wenn der Vater das wüßte! Jetzt lauf schnell und hol’ den Schulsack im Alpbach, bevor er heimkommt! Lauf, lauf!“

Ich rührte mich nicht und sagte gefaßter: „Großmutter, wißt halt, ich hab’ den Schulsack nicht mehr aufnehmen können. Ich hab’ wie der Blitz ans Bord springen müssen; denn auf einmal ist das Hochwasser gekommen, und wie ich am Ufer war und mich umsah, da hatten ihn die Wellen schon fortgetragen.“

Die Großmutter war ganz bleich geworden; sie mußte sich an einem Stuhle halten, also hatte sie ein plötzlicher Schrecken ergriffen: „Jeses, Maria und Sanct Joseph! Das Hochwasser ist gekommen, sagst? So

nahe an dir vorbei ist's gegangen und hat dich bei einem „Gelobtseijesuschrist!“ vertragen. — Jeses, Jeses, Gott und Vater! Da ist's dir nahe gestanden, Büblein! du heiliges Verdienen!“

Jetzt umhalsste sie mich ungestüm und küßte mich mit ihren weissen, zitternden Lippen ab. Sie war auf den Stuhl gesunken und konnte längere Zeit kein Wort mehr hervorbringen. Ihre Augen standen voll Tränen. Endlich nahm sie mich um den Kopf und raunte mir ernst zu: „Siehst du nun, Büblein, daß der Liebgott alles sieht, und daß er einen auch finden und strafen könnte, wenn man es am wenigsten denkt? Sei diesmal nur froh, daß er alles sieht und so ein wachsames Auge hat! Diesmal hat er dich ernstlich warnen wollen, und wäre er nicht der langmütige Liebgott, so lägest du jetzt tot in der wilden Alp, und die schmutzigen gelben Wasser rissen dich fort bis in den Zürichsee hinunter. Gottlob! gottlob! Gest, Schatzbüblein, du verschlüpfst die Schule nie, nie mehr? An das Hochwasser wirst du nun wohl zeitlebens denken!“

Eine lange, lange und vielfach bange Zeit ist seither vergangen; aber die hochgehenden Wildwasser der Alp rauschen fast alle Nächte durch meine Träume. Einmal werden sie mich wohl auf Nimmerwiederkommen davontragen in das uferlose Meer der Ewigkeit.